

Next right – Kreuzberg feat. Godsearch

»Du willst wissen, wo man Gott findet?
Zeig mir lieber, wo man ihn nicht findet.«

Wenn man die Schriften der Alten aufrollt – und ich meine die ganz, ganz Alten –, dann finden sich hauptsächlich Geschichten, sobald etwas von Gott handelt. Auch das hier ist eine Geschichte. Denn auch ihr geht es um Gott. Und diese Geschichte beginnt wie alle Geschichten: Mit dem Staunen über das Leben. Nichts Außergewöhnliches. Aber alles, was wir haben.

Der Erste Tag | Freitag 12.10.

Anfahrt

Ein Zug bringt mich nach Berlin. Dort werden »Exerzitien auf der Straße« angeboten. Bei Exerzitien geht es darum, dass man sich geistlich »übt«, betet, meditiert, Gott sucht, sich selbst oder am Besten beides. Ich fahre also nach Berlin. »Und was machst du da jetzt genau«, fragt ein Freund. »Keine Ahnung. Ich glaube, dass man da irgendein Thema für den Tag bekommt, dem man dann irgendwie auf der Straße *nachgehen* soll.« Cool.

Ich habe mich tatsächlich nicht näher informiert, weil nicht ich diesen Kurs ausgesucht hatte, sondern der Kurs mich. Kein Scheiß. Aber das ist eine andere Geschichte. Nur kurz: Ich bin wohl einer jener krampfhaft-verzweifelten Sinn-des-Lebens-Sucher, die noch nicht gecheckt haben, dass dieses Thema im post-modernen Funktionalisieren aus Kostengründen wegrationalisiert werden musste und deshalb seit Langem schwermütig im Grab Sartres vor sich hin fault. Whatever.

Was jetzt auf jeden Fall zählt, ist, dass ich in diesem Zug sitze, dass ich die nächsten zehn Tage in einer ehemaligen Unterkunft für Obdachlose quartieren werde und dass ich offen bin für alles, was da kommen mag. Berlin ist »Wie zuhause. Nur größer.«, steht da auf einem Plakat. Berlin ist wie jede

andere Stadt, denke ich: Eine Ansammlung von Menschen, die alle auf ihre Weise ums Überleben kämpfen. Sie tun das, indem sie am Hbf bei *Burger King* arbeiten, sich dort einen Whopper rauslassen, vorne dran um Geld betteln oder gegenüber im Bundeskanzleramt von der Steuer leben, die bei diesem Spiel immer inklusive ist. Und zwar mindestens zu sieben Prozent.

Ich fahre am Alexanderplatz vorbei, denke an Alfred Döblin und daran, dass meine Unterkunft direkt an dem Platz gelegen sein wird, der nach ihm benannt wurde. Ich lasse wie Franz Biberkopf vor gut achtzig Jahren »Elektrische um Elektrische« vorbeifahren, weil ich noch gut drei Stunden Zeit habe. - Bei mir: Es hat sich nicht viel verändert, Alfred. Ich lese Hesses *Siddharta*, um dann einen der wenigen Züge zum Ostbahnhof zu nehmen. Die Bahn streikt.

Ich folge dem Plan. Laufe. Über die Straße. Über den Fluss. Und weiß noch nicht, dass ich die nächsten Tage nichts anderes tun werde. *Panta rhei*. Alles fließt. Da ist ein besetztes Haus. Das *Köpi*. Sein Müll am Zaun des Vorhofs schreit jeden Fußgänger laut an: »Scheiß auf die Gesellschaft! Scheiß auf Konventionen! Scheiß auf den Staat! Und vor allem: Scheiß auf dich, Armani-Mann, der du dir ein Urteil über uns anmaßt! Köpi bleibt.« Ich merke wie ich unsicher werde. Ein flaes Gefühl bekomme, meinen Blick geradeaus richte und das Schrittempo erhöhe. Scheiße, ich bin auch einer von denen, auf die hier geschissen wird. Meine alternativen Klamotten sind nur Fassade. Ich bin kein Punk, ich habe eine unbeschwerte Kindheit hinter mir und ich hatte verdammt nochmal einen spießigen Staubsauger für die fünfunddreißig Quadratmeter meiner Studentenwohnung. Und dabei träumte ich doch immer davon auch einmal auf die Gesellschaft zu scheißen...

»Na, Kleiner, hast du Lust?« fragt mich ein schwarzes Mädchen, das auf jeden Fall jünger sein muss als ich und dabei viel verbrauchter aussieht. Ich lächle sie an, weil sie mich anlacht, gehe aber mit Musik in den Ohren an ihr vorbei: *Keep it unreal* von Mr. Schuff. Lass das Köpi hinter mir und stelle mich darauf ein, dass ich jetzt in der großen Stadt angekommen bin. »Wie zuhause. Nur größer.« Fast. Denn bei uns gibt es keine Prostituierten auf der Straße und keine halb abgerissenen Wohnhäuser, die voll besprüht und kurz vor dem Zusammenbruch besetzt werden.

Meine Unterkunft stellt sich als ein Zimmer im Keller eines Pfarrgemeindezentrums heraus. Fünf Matratzen auf dem Boden. Keine Heizung. Ein Licht. Das ist alles. Gut so, denke ich. Denn wenn ich schon nicht im *Bahnhof Zoo* penne, wie ich es mir während der Schullektüre immer vorgestellt habe, komme ich so noch wenigstens ein bisschen auf den Geschmack einer Weltstadt, die Touristen nur im *Marriott* akzeptiert. Und schließlich ist das hier nicht Charlottenburg, sondern verdammt noch mal Kreuzberg. Und hier bekommst zu hören:

»Ich kann verstehn, dass du dich hier nicht so wohl fühlst,
dass du viel lieber zu Hause im Pool wühlst.

Du sitzt lieber am gut gedeckten Tisch.

Dann merkst du schnell, Berlin ist nix für dich.«

Sido

»Doch du bist tough!«, denke ich mir etwas pathetisch und murmele abweisend vor mich hin: »Meine Stadt, mein Bezirk, mein Viertel, meine Gegend, meine Straße, mein Zuhause, mein Block, meine Gedanken, mein Herz, mein Leben, meine Welt reicht vom ersten bis zum sechzehnten Stock.«

21:21

Nach der Vorstellungsrunde der Teilnehmer werden wir mit der Frage entlassen, welchen Namen wir für Gott haben. Jeder soll sich ganz genau überlegen, wie er Gott anspricht. Oder zumindest ansprechen möchte. Oder muss. Je nach dem. Gott, der Du der Schöpfer bist. Gott, der Du für mich nicht existierst. Gott, der Du mir mein Kind genommen hast. Auch wenn wir uns ruhig Zeit zur Beantwortung dieser Frage lassen sollen, ist mir ohne weiteres klar, wofür Gott in meinem Leben steht: Gott, der Du die *Vollkommenheit* bist. Denn es ist die Absolutheit Gottes jenseits unserer Kategorien von Raum und Zeit, die Gott für mich zu Gott macht. Der, der weder Anfang noch Ende ist, weil beides für die Ewigkeit nicht sein kann.

22:01

In der ersten Nacht gehe ich noch raus. Jenseits des alten Mauerbezirks steht die zerbombte St. Michaelskirche. Anfangs sehe ich nicht, dass sie nur noch aus einer Ruine besteht. Ich sehe nach, ob die Kirche noch offen ist, auch wenn ich nicht wirklich darauf hoffe. Der komplette Parkbereich um das Gebäude ist nicht beleuchtet. Einzig an der Spitze des Westportals wird eine Statue, die den Erzengel Michael im Kampf mit dem Bösen zeigt, hell bestrahlt.

Aus der Sicherheit der Straßenlaternen herausgetreten, gehe ich über den schwarzen Park vor das mächtige Eingangsportal und stehe vor einem schweren, hohen Eisengitter. »Natürlich sind Kirchen meist dann verschlossen, wenn einer aus einem inneren Bedürfnis heraus Gott aufsucht.« Doch noch in derselben Sekunde verstehe ich, dass diese Kirche mich näher an Gott heranführt als jede zu Besuchszeiten »geöffnete«, prunkvolle Basilika: Schon schaue ich durch die Rosette über den Flügeln der Eingangstür – oder besser: Durch das runde Loch in der Mauer, das einmal eine Rosette fasste – und blicke in den nächtlichen Himmel! Aus meiner Perspektive wirkt er hell erleuchtet, da das Halogen am First nach oben auf die Statue gerichtet ist. »Und nicht die Himmel der Himmel fassen Dich.«

Der Zweite Tag | Samstag 13.10.

Ankunft

Die eigentlichen Exerzitien beginnen erst am Montag. Wir sollen nämlich genügend Gelegenheit haben in der Stadt *anzukommen*. All die Dinge tun, die wir schon immer unbedingt einmal tun wollten, wenn wir jemals in die Bundeshauptstadt kommen soll. Doch das habe ich bereits getan. Ich war schon am Alexanderplatz und ließ »Elektrische um Elektrische« vorbeifahren. Was also sollte ich sonst noch tun – an einem Ort wie Berlin?

Ich gehe noch einmal nach *Mitte*. Hier in der Berliner Innenstadt scheint es so, als ob die Straße den Menschen alles bieten kann: Nahrung, Kleidung, Unterhaltung, Sex, Arbeit, Drogen, Kultur, Mobilität, Entspannung, Illusion, Information, Schönheit, Anonymität, Begegnung, Stille, Lärm, Ablenkung, Belanglosigkeit, Kunst, Poesie, Platz für Erinnerungen, alte und neue Ideen... Und doch kann sie mir nicht geben, wonach ich auf der Suche bin:

Sinn in Vollkommenheit. Trotz der vielen Altäre und Kirchenbauten.

Was aber kann ich der Straße geben?

19:45

Mein Begleiter für diese Tage heißt Christian. Er ist Jesuitenpater. Er erinnert ungewollt an Raffaels Plato. Und gleichzeitig an Jesus. Er ist vom Leben gezeichnet. Tätowiert. Aber das weiß ich noch nicht. Auch nicht, dass er sich das viele Schwarz selbst unter die Haut gestochen hat. Er strahlt Ruhe aus wie die eines Weisen und er hört unaufdringlich und ohne Hetze zu. Er fragt mich: »Wenn Gott für dich Vollkommenheit ist, wie betest du Ihn dann an?«

Etwas verwirrt überlegt es in mir und ich antworte mehr intuitiv als logisch: »Gott, der Du mich bis zur Ermüdung und bis zum Kotzen nach Sinn und Vollkommenheit suchen lässt, ...« »Was glaubst du dann, wie Gott dich anspricht?«

Spontan: »Mein Geschöpf, das ich dich unablässig, bis zum Kotzen und bis zur Ermüdung nach Sinn suchen lasse, ich möchte dich genau so wie du bist in meinem Werk. Denn du sollst exakt diesen Aspekt von mir in der Welt aufrecht halten: Dass ich nämlich die Vollkommenheit bin und auch der Sinn, dass man mich aber immer nur suchen und nie begreifen kann. Und das sollst du genau auf eben die unvollkommene Weise tun, wie sie dir nur möglich ist.«

Ein wenig erstaunt über meine eigene Antwort denke ich mir, dass das auf eine seltsame Weise aber gerade nicht nur Sinn macht, sondern auch Sinn gibt. Denn so gesehen schein ich nun eine Aufgabe zu haben. Eine Existenzberechtigung für mein bloßes Sein. Aber wie setze ich diese Aufgabe – diese Auf-Gabe, die mich zugleich auch mein krampfhaftes Aufgeben-Wollen aufgeben lässt – wie setze ich sie nun konkret um?

Ich bin immer noch verwundert, dass mein jahrelanges Ringen um Sinn scheinbar so schnell und offensichtlich so einfach zu einer Lösung fand. Und dabei hatten diese Exerzitien doch noch gar nicht richtig begonnen. Trotz der Skepsis gegenüber dieser aus mir hervorgequollenen Antwort, erfüllt mich eine seltsame Klarheit im Gewimmel all der neuen Fragen, welche sich nun mit dieser Perspektive wichtig-tuerisch unter der Schädeldecke pochend ankündigen. Denn was zum Beispiel soll der Sinn, das Ziel, davon sein, dass ich das Bewusstsein für die Sinnfrage, deren Antwort doch nur in der vollkommenen Erkenntnis liegen kann, wachhalte?

Ich kann es nicht sagen. Im Moment darf ich aber daran glauben, dass es Sinn macht, weil es diesen Sinn gibt. Und zwar nicht, weil ich ihn gefunden habe, sondern weil er mich *erfunden* hat: Gott selbst ist dieser Sinn. Damit habe ich aber auch schon einen zweiten Namen für Gott: Du bist Gott, der mir Sinn für mein Leben verleiht.

23:56

Am Abend gehe ich sehr früh zu Bett, um dann kurz vor Mitternacht aufzustehen. Denn auf meinem Weg durch die Straßen habe ich den *Tresor* entdeckt. Dieser Club steht im Ruf, eine Legende unter den angesagtesten Tech-

no-Schuppen weltweit zu sein. Zumindest galt das für den alten. Mittlerweile hat der *Tresor*. nämlich die location geändert. Anyway. In jedem Fall muss ich – Exerzitien hin oder her – in diesen Club. Denn das hier ist BERLIN! Und diese Stadt schläft nie.

Innerhalb des Fabrikgebäudes, Teil eines Kraftwerkes, gibt es drei areas. Die unterste, der eigentliche *Tresor*. ist ziemlich krass. Ein hundert Meter langer Schlauch, ausschließlich von elektrisierendem Skroboskop durchzuckt, führt in eine Säulenhalle im Keller. Es gibt dort keine größeren Lichtquellen. Nur Nebel, der in Dunkelheit die kreischend tanzende Menge einhüllt. Und Gitter vor einigen Wandnischen. An diesem Ort existiert die unüberbietbare Anonymität und Leere in Gemeinschaft, wie mir scheint. Und ganz durchdrungen von dem kalten, metallischen beat saugt der Raum mein Selbst auf. Irgendwie stelle ich mir so eine Hölle vor – sollte es sie denn geben: Die Isolation des Ichs in Leere. Dabei wird mir aber gleichzeitig bewusst, dass ich mir bisher genau so auch immer die statische Ewigkeit, das Nirwana ohne Werden, vorgestellt habe. Ist Absolutheit die Vollkommenheit des Individuums oder der Relation? Ich tanze weiter.

Der Dritte Tag | Sonntag 14.10.

Erste Reflexionen

Das jüngst erlangte Bewusstsein – besser: Das *Vertrauen* darauf, dass ich eine echte Daseinsberechtigung habe, treibt viele Gedanken um. Beispiel: Meine Aufgabe, unablässig die Frage nach dem Sinn des Lebens zu stellen, auch wenn es aussichtslos ist noch in diesem Leben eine Antwort zu erhalten, gründet einzig darin, dass ich so bin wie ich bin. Nichts weiter. Und da ich mich nicht selbst erschaffen habe, fällt jeder Leistungsdruck, jedes »mache ich es auch richtig« weg. Es geht somit rein darum, zu *sein*, statt das *Haben* durch geschicktes Machen zu optimieren, wie es sonst bei Aufgaben üblich ist.

Logischerweise stellt sich dann aber die Frage, ob es denn ein *bestimmtes* Sein gibt, nach dem ich mich ausrichten muss. Also »*bin* ich auch richtig?« Verfehle ich etwa das Ziel meiner Bestimmung, wenn ich aufhöre, die Frage nach dem Sinn des Lebens zu stellen? Es schließt sich aber auch die Frage an, ob diese Form der Existenzbegründung für jeden Menschen gilt; ob also jeder Mensch die Aufgabe hat, dasjenige von Gott in der Welt präsent zu halten, was er in sich vorfindet. Klartext: Der Atheist leugnet Gott. Ist es also seine Aufgabe, den Aspekt Gottes im Bewusstsein der Welt zu halten, dass Gott sich leugnen lässt? Ist dann aber die Nichtexistenz Gottes tatsächlich ein Aspekt von Gott oder ist es nur die Möglichkeit der Verneinung Gottes?

Womöglich gilt: Sag nicht, dass Gott *nicht* existiert. Sag aber auch nicht, *dass* Gott existiert. Denn wahrscheinlich geht Gott nicht in der Logik menschlicher Denkformen wie Sein und Nicht-Sein auf, wenn er tatsächlich ewig und über das Sein, wie wir es kennen, erhaben ist. Dann aber wäre die Frage nach Gott keine Frage der Erkenntnis, sondern zuerst eine Frage des Erlebens – also nicht die Vernunft, sondern die Erfahrung wäre demnach entscheidend für den Glauben. Wenn Gott sich aber für manche Menschen nicht erfahrbar macht, kann ihnen dann mangelnde Glaubensbereitschaft vorgeworfen werden? Oder lässt Gott sich jederzeit erfahren und es liegt am Ende doch an uns, ob wir die Erfahrung mit ihm zulassen?

Zudem: Wenn ich jetzt glaube beziehungsweise darauf vertraue, eine Aufgabe zu haben, und daraus Sinn für mein Sein ableite, stellt sich dann nicht auch die Frage, wie das Verhältnis dieser »Sinne« ist? Denn letztlich gilt doch, dass ich die Sinnhaftigkeit meiner Existenz gerade darin erkenne, dass ich unablässig auf der Suche nach »dem Sinn« bin. Das kann ich aber nur sein und bleiben, wenn ich den gefundenen Sinn nicht mit dem Sinn gleichsetze den ich suche. Somit habe ich mittlerweile den Sinn gefunden, der mir das *Wie* meiner Existenz beleuchtet. Die Frage aber, *warum* ich überhaupt existiere, die Frage nach dem Allzusammenhang, weiß ich auch weiterhin nicht zu beantworten. Und im Dilemma dieses Zueinander von Wie und Warum, darf ich das auch gar nicht, um nicht wieder das bisschen Sinn zu verlieren, das ich jetzt gefunden habe.

19:56

Christian macht mich darauf aufmerksam, dass ich mit der einzigartigen Weise, auf die ich Gott in der Welt verkörpere, ein Geschenk an diese Welt bin. »Wenn du jetzt aber erkannt hast, was für ein tolles Geschenk du bist, wie sagst du Gott dann dafür Danke?« Ich schlucke: Ich, ein *Geschenk*? Und rette mich gleich im nächsten Moment damit, dass ja nicht nur ich ein so »tolles Geschenk« bin, sondern dass jeder Mensch seine eigene und einzigartige Seinsweise hat. Weshalb aber tue ich mir so schwer damit, anzunehmen ein Geschenk zu sein, etwas worüber man sich freut?

»Du solltest die Dinge Schritt für Schritt entdecken. Haste nicht einfach über eine so tiefe Einsicht hinweg. Zeig den Dank, den du fühlst. Auf deine ganz eigene Weise. Such dir einen Ort, der *deinem Geschenk* entspricht.«

Wie? Was für einen Ort? Ich überlege eine Zeit lang und denke an die zerbombte St. Michaelskirche; weil Gott, die Vollkommenheit, sich uns durch und in der brüchigen Unvollkommenheit dieser Welt zeigt.

Mir geht aber immer noch diese Sache mit dem Geschenk um. Klar, wir bekommen im Kindesalter immer wieder gesagt, wie »besonders besonders« wir doch alle ob unserer Einzigartigkeit sind. Spätestens aber mit der ersten Bewerbungsabsage wird das Vertrauen in dieses Bewusstsein erstickt. Denn dann merken wir, dass nicht nur ich allein so besonders bin, sondern dass jeder andere das genauso gesagt bekommt. Und wenn sich dann zigtausend besondere Individuen auf ein knappes Dutzend Anstellungen bewerben, dann kommt es ganz schnell darauf an, wer noch *besonderer* ist als all diese Besonderen.

Und doch: Im Moment schleicht sich gerade die Ahnung von diesem längst vergangen, womöglich naiven Urvertrauen wieder ein. Denn aus der Perspektive des Absoluten ist es möglicherweise tatsächlich wichtig, dass ich so bin wie ich bin. Aber genauso wichtig ist es dann, dass jeder andere so ist, wie eben er ist. Ich fange an zu glauben, dass Gott tatsächlich so viele »Festanstellungen wie Ausbildungsplätze« hat und dass die Qualifikationsbedingung einzig darin besteht, jenes Geschenk an die Welt zu sein, das man eben ist – ganz gleich ob als (vermeintliches) Ekel oder als Mutter Teresa. Dann aber kann keiner mehr dem anderen vorschreiben, was und wie er zu sein hat, sondern schlichtweg, *dass* er zu sein hat. Denn wer hat schon den Überblick darin, was Gott sich auf's Ganze gesehen bei jedem einzelnen denkt?

Der Vierte Tag | Montag 15.10.

Heilige Orte

Heute beginnen die »eigentlichen« Exerzitionen. Claudia, eine der Begleiterinnen, hält am Morgen einen Impuls. Sie liest die Geschichte von Mose und seiner Begegnung mit Gott am brennenden Dornbusch vor. Mose zieht mit einer Schafherde in die Wüste, um sie dort zu weiden. Dabei stößt er auf ein Wunder diviner Pyrotechnik: Ein karger Dornstrauch brennt, ohne dabei zu verbrennen. Mose schaut sich – gelangweilt von der Einöde – das Ganze aus der Nähe an und bekommt so zu den *visuals* obendrein auch noch eine *audition*: Das feurige Gestrüpp gebietet ihm nämlich, dass er seine Schuhe auszuziehen habe, weil er sich gerade auf heiligem Boden befinde. Denn es ist Gott selbst, mit dem er es hier zu tun hat.

Mose tut wie ihm befohlen und bekommt sogleich den Auftrag, Gottes Volk, die Israeliten, aus der Sklaverei in Ägypten ins gelobte Land zu führen. Nach einem längeren Feilschen mit Ihm bekommt er obendrein auch noch einen Namen mitgeteilt, nämlich den Namen Gottes: JHWH. (Diese Buchstabenkombination ist im Grunde ein Rätsel und kann nur annäherungsweise übersetzt werden, etwa als »Ich bin, der ich bin«.)

Was aber hat das mit Berlin und diesen Exerzitionen zu tun? Jede Menge: Denn offensichtlich muss man manchmal zuerst etwas völlig Irres machen (Schafe in der Wüste weiden??), wenn man auf Gott stoßen möchte. Warum also nicht in die Wüste der Großstadt gehen? Denn wenn ein Ort heilig ist, dann ist er nun einmal heilig. Und da gibt es dann keinen Unterschied im Grad der Heiligkeit. Also: Womöglich ist jeder Quadratmillimeter dieser Erde als ein Teil von Gottes Schöpfung heiliger Boden. Aber du merkst es nur an bestimmten Stellen, weshalb auch nur bestimmte Orte für dich zu einem heiligen Ort werden können.

Zweitens: Wenn du an einen solchen (für dich) heiligen Ort kommst, dann zieh die Schuhe aus. Ganz konkret. Auch wenn der Boden womöglich kalt ist. Na und? Fühlt sich – seltsam an. Vieles ändert sich. Du wirst verletztlich, aber auch sensibler, spürst mehr. Wie auch immer. Sei verrückt. Denn entweder ist das nun heiliger Boden, den du mit Ehrfurcht betrittst, oder nicht.

Third: Sei offen. Hör genau hin. Was möchte der Ort dir sagen? Denn dann spürst du auch den Auftrag oder den Namen, den Gott dir an diesem Ort, in dieser Situation von sich offenbart.

Und nicht zuletzt: Sei ehrlich. Sag doch einfach, was du willst – auch und gerade dann, wenn der »brennende Dornbusch« sich in Form eines »dornigen«, menschlichen Gegenübers entpuppen sollte. Denn was ihr dem Geringsten meiner Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan. Also: Dein Gegenüber ist in diesem Moment die Weise wie Gott zu dir spricht. Und das kann schon mal stachlig und feurig sein. »Aber warum bist du denn hier? Was willst du denn eigentlich?« »Ich bin nach Berlin gekommen um Gott zu suchen.« »Und, was machst du, wenn du ihn findest..?«

9:32

Exerzieren heißt *üben* aber auch *ausprobieren*. Und zugegeben: Ich bin schon eher der experimentierfreudige Typ. Also geh ich gleich darauf los. Keine Schmerzen! Ich gehe raus an die Spree und spreche die nächstbeste

Person an, die mir begegnet. Da steht eine gut gekleidete, dezent geschminkte, hübsche Frau Ende dreißig und liest gelangweilt ein Buch. Ideal, denke ich. Los jetzt! Tu's einfach, Mann! Ich – fühle mich komisch. Ungewohnt. Überlege, ob ich erst einmal in einen Small-Talk mit ihr kommen sollte, um dann geschickt das Thema zu wechseln. Doch Christian hat uns vorgeschlagen, einmal direkt und ehrlich, alle Umschweife weglassend, zu sagen, was wir wollen. Ich reiße mich zusammen und stammle verlegen los: »Entschuldigen Sie bitte. Ääh, das hört sich jetzt womöglich seltsam an, aber ich bin auf der Suche nach Gott und wollte Sie fragen, ob Sie mir da vielleicht weiterhelfen können.«

Mein Gott! Ich hab's tatsächlich getan. Jetzt ist es raus. Wahnsinn! Im Grunde ist es nun auch völlig egal, was sie sagt, denn ich hab bereits alles getan, was man von mir verlangen kann, oder? »Gott suchen Sie? Na, dann aber mal nicht mit mir!«, dreht sie sich weg.

Erm, das ist ja jetzt mal nicht so toll gelaufen. Ich versuche die Fassung zu wahren, wünsche noch krampfhaft lächelnd einen »wunderschönen guten Tag«, ziehe wie ein besiegter Hobbit davon und frage mich, was ich falsch gemacht habe. Wahrscheinlich habe ich gar nichts falsch gemacht. Ich hatte wohl nur falsche Vorstellungen. Und die wurden nun ent-täuscht. Gut so, denke ich mir. Was hattest du auch erwartet? Dass jeder Bürger dieser Stadt auf nichts anderes wartet, als von irgendeinem Jesus-Freak auf Gott hin angesprochen zu werden, häh? Whatever. Außerdem stellt sich mir die Frage, ob es mir denn gerade wirklich darum ging, Gott zu finden oder nicht vielmehr darum, mir selbst etwas zu beweisen.

9:59

Ich laufe immer noch ein wenig beschämt durch die Straßen und versuche mich leiten zu lassen. Offen zu sein. Von irgendwo her einen Ruf zu erhalten. Ich komme an die Ecke Adalbert- / Naunynstraße in Kreuzberg. Klaus, der zweite Jesuitenpater, der hier in Berlin wohnt und die Exerzitien betreut, hat von einem *Spiegel*-Artikel erzählt, in dem genau diese Kreuzung zum »gefährlichsten Ort« der Bundesrepublik ernannt wurde, wenn man der Kriminalstatistik traut. Das Pub am Eckhaus zeigt einen Teufel und die Aufschrift »Hell's Drinkers«. Ein heiliger Ort. Definitiv.

Ich setze mich gegenüber auf die steinerne Treppe eines Wohnhauses und ziehe mir die Schuhe aus. Es ist noch relativ früh am Morgen und die Herbstsonne steigt nicht mehr hoch genug, um den Schatten aus den Straßen zu vertreiben. Der Boden ist kalt. Ich friere. Alles, was recht ist, aber ich ziehe die Schuhe wieder an. Das muss doch auch im übertragenen Sinne gelten. Tut es. Vom Haus nebenan ziehe ich ein paar Werbeprospekte aus den Briefkästen und lege sie zwischen die eisig kalte Steintreppe und meinen Hintern. Bete und warte.

Das Eckhaus gegenüber beherbergt nicht nur die »teuflischen Trinker«, sondern auch Christian, der diese Form der Exerzitien ins Leben gerufen hat. Seine Wohnung wird in der Hauptsache von einem Prinzip getragen: *Gastfreundschaft*. Jeder ist dort willkommen. Wirklich jeder. Und jeder kann dort wohnen. Für eine Nacht, zwei Tage, fünf Wochen oder zehn Jahre. Über Geld wird nicht gesprochen. Und offenbar funktioniert es. Denn diese Wohnung besteht schon für über zwanzig Jahre. Ein heiliger Ort diese Kreuzung. Definitiv.

Es muss schon gut eine Stunde sein, dass ich vom Gesäß her auskühle.

Ich erhebe meinen Blick aus der inneren Versenkung und schaue auf die Straße. Durch die parkenden Autos hindurch sehe ich, dass direkt gegenüber, also vor dem besagten Eckhaus, noch jemand wartet. Zusammengekauert wie ich sitzt da ein kahl rasierter Zwanzigjähriger. Der ist aber nicht aus unserer Gruppe. Wird wohl auf einen Freund warten oder so. Egal. Ich versuche wieder zu beten. Eine gute halbe Stunde später sitzt mein Pendant immer noch da und ich spüre jetzt tatsächlich so etwas wie eine innere Stimme, die mich zu ihm hinübergehen lässt.

Ich setze mich neben ihn. Keine Umschweife! Sag, was du willst: »Ey, ich suche Gott. Kannst du mir da weiterhelfen?«, höre ich mich selbst sagen. »Ja, die müssten jeden Moment kommen.« »??«

Ich verstehe nicht ganz. »Du, ich habe dich, glaube ich, nicht richtig verstanden.« »Ja, ich weiß auch nicht, was da heute los ist, aber die müssten jeden Moment am Start sein.«

Noch mehr verwirrt als zuvor frage ich noch einmal nach. Er: »Du wartest schon auf das Gras, oder?« »Nein. Ich suche GOTT und habe dich eben gefragt, ob du mir da weiterhelfen kannst.«

Ich zeige mit abgewinkeltm Zeigefinger nach oben in den Himmel. Völlig unbeirrt: »Ach so. Na dann...«

Erstaunt darüber, dass meine Antwort ihn offensichtlich überhaupt nicht aus dem Konzept gebracht hat, bleibe ich erst einmal still neben ihm sitzen und wir warten gemeinsam. »Du kommst nicht aus Berlin, oder?« »Nein, tu ich nicht.«

»Bist du auf Besuch hier?« »Wie gesagt, ich bin auf der Suche nach Gott und ich glaube, dass Berlin dafür ein guter Ort ist. Aber eigentlich bin ich ja fest davon überzeugt, dass er sich überall finden lassen muss, weil ich auch glaube, dass er alles geschaffen hat.« »Hm. Mag sein.«

»Ich glaube ja auch, dass Gott der Sinn des Lebens ist. Sag mal, hast du ihn schon gefunden?« »Wen?« »Na, den Sinn oder halt Gott oder wie auch immer.« »Ne. Ich glaub, dass man den Sinn des Lebens nicht finden kann.«

»Aha. Und warum stehst du dann jeden Morgen auf?« »Na, weil man halt versuchen sollte, das Beste aus dem Leben zu machen. Ist doch so, oder?!« »Und was ist das Beste?« Er überlegt: »Hm. Wohl nicht Gras kaufen.«

Erfreut überrascht: »Aber das tust du doch gerade.« »Ich weiß.« »Und warum?« »Weil mir langweilig ist.«

»Aber Gras kaufen ist doch kein Selbstzweck, sondern ein Mittel, um – was zu tun?« »Langeweile zu vertreiben.« »Du kannst doch etwas anderes tun, wenn dir langweilig ist.« Er schweigt unverhältnismäßig laut und bittet mich so um Ruhe. Ich verstehe.

Nach einiger Zeit: »Weißt du, im Grunde sind wir beide uns gar nicht so unähnlich.« »Wie meinst'n das?« »Na, wir warten beide auf etwas Unbestimmtes, das uns das Leben leichter machen soll.« »So gesehen...« »Aber wenn es Letztlich nur darum geht, dass das Leben leichter wird, dann müssten wir doch nur nach etwas suchen, was das gleiche Ziel erfüllt, aber dich nicht in den Bereich der Illegalität bringt.« Er schweigt weiter demonstrativ.

»Liest du gerne?« »Warum willst'e'n das wissen? Aber nein, ich lese nicht sonderlich häufig.« »Nun, ich lese halt etwas, wenn mir langweilig ist.« »Ich wollte schon länger mal Anne Frank lesen.« Seine Antwort verblüfft mich einmal mehr.

»Aber warum tust du's dann nicht einfach?« »Dazu muss ich ja erst mal Gras kaufen.« »Wieso das denn?« »Damit ich ruhig werde. Denn wenn ich nicht ruhig bin, dann kann ich nicht lesen.«

»Aber so hast du das doch bisher auch nie geschafft, oder? Das Lesen meine ich. Also, wenn ich runterkommen möchte, dann treib ich Sport. Treibst du Sport?« »Früher mal. Da war ich im Fußballverein. Aber das kann ich jetzt nicht mehr, weil ich eine Lehre mache und da nicht mehr so die Zeit für habe.«

»Aber du kannst doch auch allein Laufen gehen. Da ist doch gleich eine Parkanlage um die Ecke.« »Schon, doch ich hab nach der Arbeit keine Lust mehr. Aber stimmt schon: Wär wohl schon besser. Und billiger. Und gesünder.« »Und legaler.« »Scheiße.« Er grinst.

»Sag mal, warum gehst du jetzt nicht einfach heim, läufst ein paar Runden und nimmst dir dann die Anne Frank zu Herzen?« »Dann wär ich ja völlig umsonst hierher gekommen.« »Nein, denn vielleicht musstest du nur hierher kommen, damit ich dir nen Tritt in den Arsch verpasse und du dich endlich zu dem aufraffen kannst, was in deiner momentanen Situation *das Beste* ist – oder zumindest das Bessere. Außerdem: Sieh's doch so, dass du dir dann sogar gleich die Kohle gespart hast, die du jetzt eigentlich für Gras ausgegeben hättest.« »Meinst du? Keine Ahnung. Ich geh mal was zu trinken kaufen. Bin gleich wieder da.«

Ich lasse noch einmal Revue passieren, was da gerade eben geschehen ist. Mir fällt auf wie die Sonne allmählich die obersten Fensterreihen der Häuser bescheint. All das kommt mir vor wie in einem Film über einen Wanderprediger, der verlorene Seelen rettet oder so. Bei dem Gedanken muss ich über mich selbst lachen und denke, dass *ich* doch derjenige bin, der auf der Suche nach Gott ist. Er kommt wieder.

»Und, gehst du jetzt laufen?« Er antwortet nicht. Wir warten beide schweigend.

Ein schwarzer Junge in ungefähr meinem Alter läuft über die Kreuzung. Er tritt auf uns zu und fragt, ob wir Gras kaufen möchten. Mein Gesprächspartner: »Für'n Dreißiger.« »Laufen wär billiger gewesen.« »Was ist mit dir?«, fragt mich der Schwarze. Höflich aber bestimmt: »Nein, Danke. Lass mal gut sein.«

Die beiden gehen die Naunynstraße runter und unterhalten sich. Nach ein paar Metern drehen sie um, kommen auf mich zu. Aggressiv zischt mich der Dealer an: »Gott, ja?« »Ja, Gott.« »Gott sei mit dir, Alter!«, brüllt er zurück. Sie gehen schnell um die Ecke.

Ich bin verdutzt. Etwas erschrocken. Und doch nicht verängstigt. Hab ich das gerade richtig gehört? Hat mich dieser Typ gerade gesegnet? Unglaublich. Mir ist natürlich klar, dass er das selbst wohl kaum so sehen dürfte. Aber auf der rein wörtlichen Ebene war das ein klarer Segen. Gott, wenn du mir wirklich in jedem Menschen begegnest, vor wem sollte ich mich dann noch fürchten?

Es dauert keine zwei *Vater Unser* bis fünf sperrige Türken aus dem Internet-Café an der Ecke kommen. Sie tummeln sich ein wenig, schreien laut herum, demonstrieren sich. Dann grölt einer quer über die Straße: »Gott suchst du?« »Ja«, rufe ich nicht ganz so laut zurück. »Na, dann mach mal deinen Job brav weiter.«

Ich habe keine Angst. Und doch kann ich nicht sagen, dass ich absolut gelassen bin. Ich merke wie ich die verschiedenen Optionen durchzuspielen beginne, die sich jetzt dann möglicherweise ergeben. Nach einigen Minuten läuft ein kleiner, türkischer Junge an mir vorbei, macht vor mir Halt, schaut mich herablassend an, spuckt direkt vor meine Schuhe und läuft mit der Arroganz eines Ghettokids weiter, wie sie von *Bushido* selbstverherrlichend besungen wird.

Mir wird klar, dass es längst nicht mehr darum geht, Gott zu finden, sondern vielmehr darum, mir zu beweisen, dass ich mich vor nichts und niemandem fürchte. Dass mir diese Typen nichts nehmen können, weil ich längst nichts mehr zu verlieren habe. »It's only when you lost everything, that you're free to do anything.«, predigt Tyler Durden im präfrontalen Cortex. Und wenn das hier die Stunde der Wahrheit ist, dann möge es so sein! Meditierend versuche ich den leicht angestiegenen Puls herunterzufahren. Ohne Affekte Herr der Lage zu bleiben. Ich denke an den Jungen, der letzten Endes doch sein Gras gekauft hat und daran, dass ich für einen kurzen Moment fast geglaubt hatte, etwas in ihm zu bewegen. Aber wer weiß? Jede Erfahrung prägt uns – irgendwie. Und welchen Einfluss auch die unscheinbarsten Begegnungen auf lange Sicht hin haben, kann keiner von uns sagen.

Weil die Dealer immer unruhiger werden – sie halten mich wohl für einen Fahnder oder so – und ich mir eingestehe, dass das Ganze jetzt zweifelsfrei zu einem reinen Ego-Ding wird, verlasse ich diesen heiligen Ort: Ohne Angst und mit einer inneren Verneigung. Ein paar Meter weiter stoße ich auf einen, der etwas überfordert sein Fahrrad zu reparieren versucht. Er nimmt gern meine Hilfe an. Er stammt aus Liverpool und wir kommen ins Gespräch. Er fragt mich, was mich nach Berlin verschlage. Ich erzähle ihm von meiner Geschichte. »How long have you been searching for God?« »All my life, man. All my life.« »Well, and what's your definition?«

Ich schlucke sprachlos. In all der Zeit hat mich eigentlich kaum jemand danach gefragt, wer oder was Gott für mich ist. Und hier in Berlin passiert mir das prompt zweimal hintereinander. Cool. »Perfection«, ich halte kurz inne »and purpose« und stelle so fest, dass ich wohl längst viel mehr von Gott gefunden habe, als mir augenblicklich lieb ist... Leider verpasse ich es, ihn nach *seinen* Erfahrungen mit Gott zu fragen. Beim nächsten mal vielleicht.

14:32

Vom Wasser her blinken hunderte kleiner »Lichter«. Ich stehe auf einer Brücke über der Spree und lasse meinen Geist von den Reflexionen der herbstlichen Sonne treiben. Meine Gedanken gehen zurück an den *Crater Lake* in Oregon, wo ich das letzte mal bewusst ein solches Schauspiel bewundern durfte. Ich erinnere mich, dass das wohl der schönste Ort ist, an dem ich je gewesen bin.

Die aufblinkenden Lichter vergleiche ich mit unserem Leben: Jedes Licht, jedes Leben, blinkt nur ein winziges, einziges Mal kurz auf. Und auch wenn die Schönheit dieser nachmittäglichen Erscheinung nur deswegen zustande kommt, weil es unzählig viele solcher funkelnder Lichter sind, so entsteht der Zauber doch auch nur deswegen, weil jedes Licht extra blinkt. Und doch würde ein einziges für sich allein nicht diesen Effekt erzeugen, kaum bemerkt werden. Ich denke an Demut. Und auch an Größenwahn. Daran, dass manche Lichtchen einfach heller blinken und so die ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen – wenn auch nur für einen vergessenen kurzen Wimpernschlag –, bleibe ziemlich lang ans Geländer dieser Brücke gelehnt und versinke immer tiefer in die wohlthuende Monotonie des Naturspiels.

Als ein gut hundert Meter entfernter Zug nicht nur die Brücke, auf der ich stehe, sondern auch das Spreewasser zum Erzittern bringt, fangen die Lichter, die bisher völlig ungeordnet aufblinkten, plötzlich an, im Reigen zu tanzen. Denn die Vibration hat das Wasser in eine gleichmäßige Kreisbewe-

gung versetzt, welche die Reflexionen in ein Muster zwingt. So muss es wohl auch für einen Gott aussehen, wenn er auf seine Schöpfung blickt: Tritt ein größeres Ereignis, eine Katastrophe oder sonst etwas dieser Art in das übliche Gewimmel ein, wird auf einmal alles in eine bestimmte Richtung ausgerichtet. Und alle, die bisher in der Sorge um sich selbst ein recht chaotisches Miteinander pflegten, können nun plötzlich harmonisch und vereint miteinander zusammenwirken – bis die Störung sich wieder gelegt hat.

15:15

Warum sich ausgerechnet an Bahnhöfen so viele nach außen hin gescheiterte Biografien sammeln, weiß ich bis heute nicht zu beantworten. Tatsache ist jedoch, dass ich hier wie in jeder anderen größeren Stadt viele »Penner und Punks« treffe. Ich frage einen verkrüppelten Alten, der abseits der Gruppe auf einem Betonpflock sitzt, nach Gott. »Den werden Sie hier nicht finden. Da müssen Sie schon nach Israel oder so.« Da bin ich schon gewesen, denke ich mir. Und trotzdem glaube ich, dass er dort nicht mehr oder weniger zu finden ist als hier.

Zusammen mit dem ausdünstenden Alten warte ich. Es ist das Anstrengendste, was ich bisher in Berlin getan habe. Denn ich werde von dem Bedürfnis übermannt, diesem Menschen helfen zu wollen, allen diesen Menschen helfen zu wollen. Doch keiner bittet mich um Hilfe, nicht einmal um Geld. Und selbst wenn sie es täten: Würde das ihr Elend wirklich lindern?

Die Hilflosigkeit erinnert mich an meine Zeit im Hospiz und daran, wie ich damals stundenlang, oft geduldig schweigend in Krankenzimmern mit grauen PVC-Böden die Hände alter Leute hielt. Warum kann ich das heute nicht? Warum fällt uns passives Aushalten und geduldiges Beistehen so schwer? Perspektivlosigkeit ätzt sich in das Bild dieser Szene und löst mit der Wut über meine Ohnmacht auch das Bewusstsein aus, dass meine Haltung diesen Menschen gegenüber nicht von Mitgefühl, sondern wohl eher von Arroganz dominiert wird. Denn wer gibt mir das Recht über diese Leute zu urteilen, ihr Dasein als elend zu empfinden? In jedem Mitleid, das ich einem heruntergekommenen Punk gegenüber empfinde, steckt doch immer schon die überhebliche Vorstellung, dass es diesem Menschen wohl schlechter gehen muss als mir. Doch woher weiß ich das? Nur weil ich mir nicht vorstellen kann ein solches Leben zu führen, heißt das doch noch lange nicht, dass diese Personen unglücklich sind. Wahrscheinlich wollen sie mein Mitleid nicht einmal und womöglich ist es sogar so, dass sie in einem Leben aus Bahnhöfen, Hunden, Bierflaschen und trashigem Abgehänge *mein* Leben als Zwang empfinden würden, für den sie mich wiederum bemitleiden müssten...

Ich versuche, mich von dieser Arroganz frei zu machen, mich auf die Situation dieser Leute einzulassen und sie schonungslos auszuhalten. Ich bemerke, dass der Verkrüppelte nicht etwa nur gelangweilt und still da sitzt. Er kämmt sich ständig sein fettiges, gelb-graues Haar nach hinten, zupft mit seinen schmutzigen Fingern behutsam die Hundehaare aus dem zerzausten Jackett, fährt sich mit einem trockenen Nassrasierer vergeblich über die wenigen Barthaare in seinem Gesicht und versucht so mit einer unglaublichen Sorgfalt, sein Äußeres zu pflegen. Eine Gruppe von drei Jugendlichen läuft an uns vorbei und grüßt den Alten. Er grüßt fröhlich zurück.

Ohne jetzt ein romantisierendes Armutsideal erzeugen zu wollen, muss ich eingestehen, dass dieses Leben, wenn ich es nicht nur so im Vorbeige-

hen, beim eiligen Verlassen des Bahnhofs auf meinem gehetzten Weg zum nächsten Termin, wahrnehme, dass das Leben dieser Leute sehr viel Ruhe ausstrahlt. Mir wird klar, dass ich bisher noch nie wirklich den »Nächsten« in einem Straßenmenschen gesehen habe. Mir wird klar, dass auch diesem »Penner« den ganzen Tag Gedanken durch den Kopf gehen. Mir wird aber auch klar, dass ich viel zu weit weg von ihm bin, um ihn wirklich verstehen zu können, um wirklich mit ihm *kommunizieren* zu können.

»Wenn du aber tatsächlich im Moment die Weise bist, wie *Gott* mir begegnen möchte, glaube ich dann wirklich, Dir helfen zu müssen, Dir helfen zu können? Wenn Du, mein Nächster, mein Bruder bist, kann ich dich dann noch als »Penner« bemitleiden, oder würde ich Dich nicht vielmehr gegen alle, die Dich herablassend anblicken, verteidigen? Würde ich Dir wirklich ungefragt »helfen« wollen, weil mich Dein Anblick erschüttert, oder würde ich nicht vielmehr Deinen Lebensentwurf als Deine Entscheidung mitzutragen versuchen – es sei denn, Du bittest mich darum, Dir zu etwas anderem zu verhelfen?«

Verzeih mir, Gott.
Ich spreche von Gehorsam und Demut
Und doch bin ich zu feige, Deinen Willen zu tun.

Verzeih mir, Gott.
Ich möchte Dir folgen, Dich tiefer erkennen,
Und doch geht es am Ende nur darum, dass ich »besonders besonders« bin.

Verzeih mir, Gott.
Du sprichst von Liebe
Und ich möchte nur helfen,
Um über meine Lieblosigkeit hinweg zu täuschen.

Hilf mir, Gott,
Deinen Willen zu suchen, zu erkennen und
Furchtlos zu erfüllen. Koste es, was es wolle.

Hilf mir, Gott,
Nicht mein Ich zum Absoluten zu erheben,
Sondern mich von Dir verwandeln zu lassen.

Hilf mir Gott,
In den Menschen um mich herum meinen Nächsten,
Wahrhaftig meinen Bruder, zu sehen,
Und ihn so zu lieben, wie Du ihn gemacht hast, statt über ihn zu urteilen und
Ihn zu einer Kopie meiner selbst machen zu wollen.

Amen.

Der Fünfte Tag | Dienstag 16.10.
Wirklich Geschwister

Den Stadtplan in meinem Rucksack habe ich bisher noch nicht ein einziges

Mal herausgezogen. Wer die Straße erleben möchte, darf sie nicht als Mittel zum Zweck betrachten, nicht als Durchgangsstadium hin auf ein woanders gelegenes Ziel. Er muss vielmehr die Straße selbst wahrnehmen, sich auf ihren schmutzig-rauen und doch auch faszinierenden Charme einlassen. Er muss sich ihrem Tempo beugen, statt umgekehrt. Er wird erkennen, dass sie nicht nur geplant benutzt werden kann, sondern dass sie selbst mit einem spielt, wenn man es nur zulässt.

Sie lockt dich in unentdeckte Winkel. Bringt dich ab von deinem Weg und zeigt dir, was du nie gesehen hättest, wenn du nur das Deine verfolgst. Und so ist sie alles andere als langweilig: Ich sehe zwei Mädchen, die sich gegenseitig die Haare flechten, Kinder, die streiten, Hunde, die bellen, einen Mann die Straße fegen. Einen Mann die Straße fegen... Auf einer Bank am Straßenrand stillt eine Mutter ihren Säugling. Ich beobachte wie ein aufgebracht Herr hektisch sein Auto belädt – und er scheint gar nicht zu bemerken wie wunderbar die Sonne an diesem Oktobertag den Äther in ein goldenes Licht taucht. Ich stehe in der Heilig-Kreuz-Kirche und lausche einem anderen Mann in Bundeswehrjacke und seinen virtuos verträumten Melodien am Klavier. Ich sitze auf einer Friedhofsbank, sehe Laub fallen und einen Arbeiter schwitzen. Ich stehe vor dem Grab E.T.A. Hoffmanns und bete. Zu all dem hat mich die Straße geführt. Nichts davon hätte ich erlebt, wenn ich heute etwas geplant hätte. Lass es laufen, wenn du läufst.

10:17

Step by step: Die Heilig-Kreuz-Kirche nennt sich nicht nur offen, sondern sie ist es auch. Tatsächlich. Ihre moderne Architektur in Verbindung mit den alten, romanischen Elementen lädt mich ein, ihr Inneres zu betreten. Die Halle ist hell und kräftig von der Herbstsonne durchflutet. Ich lasse die weite des Raums auf mich wirken und von dem Klavierspiel anziehen, das aus einer Ecke kommt, in der ein Mann sitzt und unglaublich gefühlvoll akustische Träumereien spielt, die sich als Hirnurlaub entfalten. Es ist unerheblich wie lange ich schon dasitze und ich mich darüber freue, dass dieser Mensch so gut Klavier spielen kann. Plötzlich wird mir bewusst, was es bedeutet, den Nächsten wirklich als *Bruder* zu sehen. Meine Augen sind immer noch geschlossen und der Pianist verwandelt sich von einem knorrigen, verrauchten Mann zu meinem »biologischen« Bruder Albert. Ich merke wie ich so sehr von Freude erfüllt werde, dass ich meinem Bruder gratulieren möchte, ihm dafür danken will, dass er mir dieses wunderbare Geschenk macht. Albert ist jedoch so sehr in sein Spiel versunken, dass er mich bisher noch gar nicht bemerkt zu haben scheint. Ich reiße einen Zettel aus meinem Notizbuch auf dem ich ihm meinen Dank aufschreibe.

Als ich mich ihm vorsichtig nähere, um ihn nicht zu stören, wendet er sich seiner Kaffeetasse zu und macht eine Pause. Ich lege ihm wortlos den Zettel neben die Tasten. Er nimmt ihn. Erst nach einigen Augenblicken wird mir richtig klar, dass es gar nicht mein Bruder Albert ist, mit dem ich gerade spreche. Und doch ist er mir ähnlich vertraut. Es ist wunderbar befreiend, einem völlig Fremden so begegnen zu dürfen. Er scheint es offenbar ähnlich zu genießen. Wir unterhalten uns über das neunzehnte Jahrhundert, Brentano, Kleist und Novalis. Die Melodien, die er spielte, waren von Schumann. Er meint, dass diese Musik vollkommen irr sei und er es mittlerweile auch. Wir lachen beide. Mein Interesse an alten Dichtern gefällt ihm und er verweist mich auf den benachbarten Friedhof, auf dem sich literarische und mu-

sikalische Genies still und unbemerkt auf ihrem Nachruhm ausruhen. Ich verabschiede mich und suche den Friedhof auf, von dem er sprach.

Ich weigere mich, auf den Plan zu schauen, auf dem die Gräber der Berühmtheiten verzeichnet sind. Unsystematisch lass ich mich von meiner Intuition treiben und warte ab, ob ich tatsächlich auf eines der »großen Gräber« stoßen werde. Lass es laufen, wenn du läufst. Wenn du keinen Plan hast, bist du viel offener für alles mögliche um dich herum. Ich schaue mir einige Grabstätten an. Da sind Namen von kleinen Kindern, die keine zehn Jahre alt wurden in prunkvollen Mausoleen verewigt, Grabsteine, die so verwachsen sind, dass die Namen der Verstorbenen längst verblassten – wie die Erinnerung an sie. Ein heiliger Ort. Ich ziehe die Schuhe aus und lasse meine Füße vom feuchten Gras berühren. Es fühlt sich kalt an; und seltsam angenehm. Die Ruhe dieses Ortes nimmt mich in Beschlag. Und dabei dachte ich, dass ich längst ruhig gewesen sei, als ich die Heilig-Kreuz-Kirche verließ. Wie sich Ruhe wohl anfühlt, wenn man tot ist?

Ganz unauffällig ist das Grab von E.T.A. Hoffmann, auf dem E.T.W. Hoffmann geschrieben steht. Noch unscheinbarer als das Grab von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Aber so ist das wohl mit uns Menschen: Ein kurzes aufblinkendes Licht im Fluss der Geschichte.

13:33

An einer Geschäftsstraße kniet eine junge Bettlerin auf den kalten Pflastersteinen des belebten Bürgersteigs. Sie sieht die Passanten verzweifelt an. Auch mich. Ich setze mich neben meine Schwester. Sie spricht offensichtlich kein Deutsch. Doch statt mich um Geld zu bitten, bedeutet sie mir in unmissverständlichem, professionalisierten Mimiken, dass sie nicht sehr erfreut über meine Form der Anteilnahme ist. Ich möchte nicht unhöflich sein, verabschiede mich freundlich auf Augenhöhe in ihrer Sprache und sie lächelt – für einen kurzen Moment – erleichtert zurück. Womöglich ist dies das einzige Lächeln, von dem das Gesicht dieses Mädchens heute sprechen wird ohne Geld dafür zu bekommen.

Der Sechste Tag | Mittwoch 17.10.

Lehre in Inkonsequenz

Gestern hat einer aus unserer Gruppe davon erzählt wie er »auf den Strich ging«. Er berichtete davon, dass sich zwei Frauen zu ihm ins Café saßen und ihn, ihre Hände auf seinem Schoss, fragten, was er suche. Er blickte zum Tresen und alles, was er in diesem Moment wusste war, dass es *das* nicht war. Erst im Nachhinein sei ihm bewusst geworden, was er da im Grunde gefragt worden ist: Denn auch wenn die Frauen wohl nicht mit einer Antwort á la »Ich suche Gott« gerechnet hätten, so wurde er da – nüchtern betrachtet – gerade einfach nur danach gefragt, was er denn suche.

Seine Geschichte machte mich neugierig und, ich gebe es zu, abenteuerlustig. Für mich ist es ein rotes Tuch – ich meine Prostitution und so. Ich tue mir überaus schwer mit der Vorstellung, dass ein Mensch seine Würde für Geld verkaufen kann, wo doch die Würde des Menschen *unantastbar* ist. Aber wahrscheinlich sehen es diese Frauen genauso wie ich, weil ihre Kunden aus ihrer Perspektive wohl nur einen Körper antasten und nicht die Wür-

de. Und doch möchte ich diese Trennung aus Körper und Selbst nicht in der Radikalität durchziehen.

Auf jeden Fall hat mich der Gedanke gereizt dieses »Milieu« aufzusuchen; auch dort Gott zu suchen, wo ich es mir beim besten Willen nicht vorstellen kann. Außerdem kann ich doch nicht heimkommen, ohne nicht zumindest eine größere Geschichte vom Ku'damm erzählen zu können... Gleichzeitig war mir natürlich klar, dass es völlig meiner bisherigen »Planlosigkeit« widerspricht, wenn ich jetzt – ein konkretes Ziel vor Augen – die Straße als Mittel zum Zweck benutze, statt als Spielwiese Gottes.

Angeführt von der sich aufdrängenden Abenteuerlust, gegen die ich mich angeekelt vor mir selbst zu wehren versuche, weiß ich, dass ich ihr trotz aller Inkonsequenz nicht standhalten werden kann. Ich ziehe zum ersten Mal seit meiner Ankunft den Stadtplan zurate und mache mir ausgehend von den Himmelsrichtungen eine ungefähre Vorstellung davon wie ich laufen muss. Wenigstens habe ich mich zu dem Kompromiss durchringen können, dass ich nicht tourimässig mit dem Faltplan in der Hand den Straßenstrich aufsuche. Denn das hier wird das einzige mal sein, dass ich dieses kleinkarierte Ding herausnehmen werde. Und wie stellst du dir das überhaupt vor? Willst du diese Frauen wie Zootiere begaffen? Ist das wirklich eine Art, deinen Geschwistern zu begegnen? Glaubst du, dass es nicht extrem beschissen ist, wenn du in *dieser* Situation mit deiner Gottsuche kommst? Ich bin gespannt, wie dieser Tag enden wird.

Es wird mir wieder sehr schnell bewusst, wie anders doch der Blick auf die Straße mit einem anvisierten Ziel ist. Ich laufe nicht einmal gestresst oder angespannt, aber doch eben zielstrebig Richtung Südwesten. All das, was am Rand geschieht, nimmst du nur noch so oberflächlich wahr wie die »Begegnungen« mit den Menschen, die deinen Weg kreuzen.

Wenn du wirklich auf der Suche nach Ewigkeit bist, dann musst du schon ein bisschen mehr Zeit mitbringe, denke ich mir, und laufe trotzdem recht geradlinig Richtung Ku'damm weiter.

Vor dem Eingang des Berliner Zoos mache ich zum ersten Mal Halt. Als ich vor ein paar Jahren für einige Wochen allein durch die Einöde nord-amerikanischer Nationalparks gewandert bin, kam ich mir nicht ein einziges Mal so *verlassen* und *unnützlich* vor wie heute in dieser Millionenstadt. Zumindest kann ich mich nicht daran erinnern, mir jemals so einsam vorgekommen zu sein, obwohl ich damals durchaus auch Tage hatte, in denen ich keinem anderen Menschen sah. Es ist schon krass: Da sind tausende von Menschen um dich herum und doch findet keine echte Begegnung statt. Nicht einmal ein Blickkontakt. Keiner schenkt einem anderen Beachtung. Man vermeidet gezielt jede Form von Interesse am anderen, weil jeder mit sich selbst beschäftigt ist. Die Menschenmasse um einen herum wird höchstens als Last oder Gefahr wahrgenommen: Bettler, die dein Geld wollen. Betrüger, die dich versuchen auszunehmen. Von Brüder und Schwestern keine Spur. Und kann ich es einem verübeln? Jeder dieser Menschen ist in einem anderen Kontext sicher ganz anders. Aufmerksamer, freundlicher. Doch die Innenstadt mit ihrer Fülle an Reizen, engt deinen Blick zwangsläufig ein, macht dich zu dem, wozu sie dich haben möchte: Zum Konsumenten. Und sei ehrlich: In Normalfall geht es dir doch nicht anders.

Schon heftig, dass ich hunderte von Kilometern in die Hauptstadt fahren muss, um zu erkennen, wie ich daheim bin. Doch wahrscheinlich blickt man oft tiefer in den Spiegel, wenn man eine gewisse Distanz zu seinem virtuellen Gegenüber hat.

Und warum unnützlich? Weil ich gern für andere da sein würde. Allerdings

wird mir in Berlin gerade bewusst, wie wenig ich gebraucht werde, wie wenig mich jemand haben möchte. »You're the all-singing, all-dancing crap of the world.« Wieder Tyler Durden. Selbst eine schäbige »Tütenfrau« ist eben vor mir »geflohen«, als ich mich neben sie auf die Bank saß und sie freundlich anlächelte.

Wie ich damals an so faszinierende Orten wie *Angels Landing* oder am Gipfel des *Mount Shasta* war, hab ich oft meine Umgebung gefragt, welche der Erfahrungen sie mir mitteilen möchte, die sie in den abertausenden Jahren gesammelt hat. Wenn man sich voll und ganz auf so einen »heiligen Ort« einlässt, dann kann das unglaublich interessant sein. Ich durfte damals viel von diesen stillen Gesprächen lernen. Doch hier? Es liegt sicher nicht an dieser Stadt. Allerdings finde ich im Moment einfach keinen Zugang zu einem solchen Austausch mit meiner Umgebung. Obwohl ich die letzten Tage so Unglaubliches erleben durfte, merke ich, wie schnell ich von Kleingläubigkeit übermannt werde.

Es kommt das Gefühl in mir auf, dass Gott mir die letzten Tage ein paar eindrucksvolle Begegnungen und Erlebnisse geschenkt hat, dass es das jetzt aber auch wieder war. Und so bin ich sehr darauf bedacht, mich vor irgendwelchen Erwartungen an die restlichen Tage zu schützen, um nicht enttäuscht zu werden. Doch ich merke auch, wie klein ich dadurch von einem Gott denke, der sich mir in seiner unglaublichen Größe gezeigt hat. Und dazu musste kein Feuer vom Himmel fallen, musste sich kein Meer spalten, kein Dornbusch verbrennen ohne zu verbrennen. Vielmehr musste ich nur offen sein für diese Größe, um den »Alles im Nichts« zu erkennen. Doch wenn mir diese Offenheit jetzt verloren geht, weil ich mich wirksam vor Enttäuschungen schütze, ist es dann verwunderlich, dass ich nichts mehr von Ihm erfahre, der die *Vollkommenheit* ist?

Natürlich könnte ich es mir einfach machen und all das, was hier in Berlin passiert ist, als Zufall abtun. Doch dann würde ich mir und meiner Erfahrung untreu werden und könnte mich ebenso gut fragen, was dann nicht »Zufall« ist und wo dann der Unterschied zwischen Dingen mit und Dingen ohne Bedeutung liegt. Was unterscheidet dann einen Tag von einem anderen, eine Begegnung von einer anderen, einen Atemzug von einem anderen, wenn alles chaotisch, planlos und ohne ein größeres Ziel auf uns hereinprasselt? Welche Bedeutung hat dann all das, dem wir Bedeutung zuschreiben, wenn selbst das wiederum nur Zufall im Zufallsfall ist. Ich schäme mich. Der Gedanke trügt, die Erfahrung nicht.

»Herr, ich glaube. Hilf meinem Unglauben.«
Es bleibt ein verdamntes Dilemma.

15:02

Ich hatte heute während meiner Zeit auf der Straße nicht eine einzige Begegnung mit einem Menschen. Ich schritt auch nicht in der Erkenntnis Gottes, der Welt und meiner Selbst voran. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob es daran lag, dass ich heute von Anfang an skeptisch war, ob denn heute etwas »Besonderes« passieren wird, oder dass ich, wie gesagt, den ganzen Tag mit einem konkreten Ziel vor Augen unterwegs war, statt mich einmal richtig auf mein Umfeld einzulassen. Oder weil ich eben irgendwie durch die Ereignisse der letzten Tage jenen latenten Erwartungsdruck hatte, den ich durch meine Angst vor Enttäuschungen unten zu halten versuchte und dadurch von vornherein gar nichts »Besonderes« geschehen konnte.

Und doch durfte ich gerade so eine ganze Menge lernen, fällt mir im Nachhinein auf. Denn ich weiß jetzt, dass du echte Begegnungen nicht machen kannst. Du kannst sie nur *zulassen*. Selbst wenn du also an soziale Randbezirke gehst oder gar die Wüste aufsuchst, heißt das nicht, dass du garantiert auf einen heiligen Ort triffst – wenn es dir nicht geschenkt wird.

Heute, wo ich »keine« Begegnung erfahren durfte, ich mir unnütz und sinnlos vorkam und mir dies alles als Defizit bewusst wurde, ist mir jedoch ein weiterer, für mich wichtiger Name Gottes geschenkt worden: Du bist Gott, der das *erlösende Heil* ist. Und wenn Du mich jetzt fragen würdest: »Was willst du, dass ich dir tue?«, würde ich antworten: »Herr, schenke mir Heil und Erlösung.«

15:55

Die meisten Menschen blicken dich kaum an. Je mehr du in den kommerziellen Bereich einer Stadt kommst, desto schlimmer wird es. Auf dem Rückweg ist mir klar geworden, dass jedes echte Lächeln auf dem Gesicht eines Passanten bereits eine kleine, heilsame und sinnvolle Begegnung sein kann. Dazu musst du selbst jedoch offen sein für eine solch subtile Form der Zwischenmenschlichkeit.

16:14

Ich erzähle Christian davon, dass ich heute »nichts« erlebt habe. Daraufhin scheint er noch aufmerksamer zuzuhören als sonst. Er geht vor allem auf den neuen Gottesnamen ein, der mir heute mitgeteilt wurde. Und auch wenn dies nicht an einem konkreten heiligen Ort geschah, sondern mehr in der Betrachtung des Gesamteindrucks dieses Tags, so mindert das dieses Geschenk seiner Meinung nach nicht im Geringsten. Wenn dieses Bedürfnis, so Christian, nach heilender Erlösung tatsächlich so groß ist, wie ich es zu spüren glaube, dann soll ich doch einfach Gott darum bitten, dass er mich einsehen lässt, welchen Schritt ich als nächstes tun muss, um zu ihr zu gelangen.

Er erzählt mir von der Praxis alter Mönchsorden: »Wenn dir etwas sehr wichtig ist, dann unterbrich bewusst deinen Schlaf und suche das Gebet mit Gott im Dunkel der stillen Einsamkeit. So unterstreichst du für dich und Ihn die Bedeutung dieser Bitte. Gott wird dir *auf jeden Fall* deine Bitte erfüllen; nur *wie* er das macht, das musst du Ihm überlassen. Formuliere dein Anliegen ganz konkret, aber sei nicht unmaßig: Bitte nicht jemanden, der dir in einer Sache hilft gleich um ein Zweites.«

21:12

Im Tagesrückblick fällt mir auf, dass ich heute womöglich mehr gelernt habe als die letzten Tage zusammen. Und, ach ja: Ich habe übrigens den Straßenstrich nicht gefunden – und bin sehr froh darüber.

Der Siebte Tag | Donnerstag 18.10.

Staunen und Meditieren

Heute Nacht bin ich tatsächlich aufgestanden und in die angrenzende Kirche gegangen. Am Morgen wache ich auf und ich spüre in aller Klarheit, was ich tun soll. Gleich im nächsten Moment wird dieses Bild jedoch durch eine Flut von persönlichen Erwägungen, versuchter Konkretisierungen und peinlicher Zweifel getrübt. Doch für diesen einen kurzen Augenblick ist jenes Bild so unglaublich deutlich gewesen, dass ich immer noch darüber erschrecke. Ich habe Angst vor dem, was Du womöglich mit mir vorhast.

Angst davor, dass ich »klein und unbedeutend« sein soll.

Angst davor, dass ich »groß und bedeutend« sein soll.

Und beide Male habe ich Angst davor, dass ich das Falsche »machen« könnte, statt endlich im Herzen anzunehmen, was ich im Kopf längst begriffen habe: Nimm an und vertrau darauf, dass Du uns nicht groß oder klein sein lässt, sondern dass Du es bist, der uns erlöst, der uns bereits erlöst hat!

»Gott, ich glaube. Hilf meinem Unglauben!«

Dieses Bild von heute Früh, direkt beim Erwachen, geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich habe keine Ahnung, ob es eine Art Vision ist oder nur ein Scherz meines Egos. Deshalb sitze ich jetzt einfach in der neuen St. Michaelskirche, warte und versuche zu beten. Die Eingangstüren der Kirche habe ich weit geöffnet. Denn ich hoffe, dass außer dem kalten Wind vielleicht auch ein Vorübergehender die Einladung annimmt. Doch das ist im Moment nicht wichtig. Sei endlich hier. Lass all deine Erwartungen los, lass die Vergangenheit vergangen sein, die Zukunft Zukunft. Womöglich ist das die Erfüllung, das Heil: Einfach zu *sein*, statt *machen* und *haben* zu *müssen*.

Ich versuche zu meditieren, den Atem zu regulieren, ruhig zu werden, zu staunen. »Meditieren ist Staunen«, sagt Christian: »Wenn du ein Baby im Arm wiegst und dann über dieses Wunder staunst, weil du gar nicht anders kannst, dann meditierst du. Denn dann bist du einfach nur präsent. Und darum geht es bei aller Meditation: Ganz präsent zu sein und damit die Ewigkeit in der Endlichkeit zu erleben. Also lerne zu Staunen.«

Ich knie mich ganz in der Nähe des Tabernakels hin. Gemäß der Katholischen Kirche ist Gott hier in Form eines verwandelten Stücks Brot wirklich gegenwärtig. Ich stelle mir vor, dass es im Himmel wohl nicht viel anders sein wird, nur dass ich dann Gott nicht mehr verwandelt sehe, sondern ungetrübt und unmittelbar. Wahrscheinlich *sehen* wir ihn dann nicht einmal mehr, da sich dann ja schon wieder eine trügerische Distanz zwischen Ihm und uns ergeben würde, sondern erleben uns identisch mit ihm. Doch all das ist längst vergangene, mittelalterliche Spekulation und für das Hier und Jetzt völlig unerheblich.

Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich jemals so lange in einer Kirche war. Und doch ist mir nicht langweilig. Ich sehe mir den kargen, kalten, betonwandigen Raum an. Dort steht ein wenig abseits eine lebensgroße Bronzestatue. Der *Schmerzensmann*. Sie zeigt einen mit einer Dornenkrone bekränzten, schwer gebeugten Christus auf einem Stein sitzen. Sein Augen blicken leer in den traurigen Raum. Ich nehme einen Stuhl und setze mich neben ihn. Harre mit ihm aus. Und da ist es wieder: Das oftmals Schwerste bei der Begleitung eines leidenden Menschen. Ich weiß aber auch, dass diese vermeintliche Hilflosigkeit meistens das Einzige ist, das Linderung verschafft und die Angst nimmt vor dem, was da Unbekanntes auf den Leidenden zukommt. Ich merke wie nah mir diese leblose Statue plötzlich wird und

möchte sie am Liebsten in den Arm nehmen – komme mir aber allein bei der Vorstellung irgendwie albern vor. Ich tue es. Trotzdem.

Nach einiger Zeit fange ich an, den *Rosenkranz* zu beten. In meinem ganzen Leben habe ich vielleicht zweimal von mir aus diese Gebetsform ergriffen. Eigentlich kann ich mich nur an ein einziges Mal richtig erinnern und das war, als ich, wochenlang allein auf Weitwanderwegen in den USA umher irrte. Weil mir die gängigen Gesätze nicht geläufig sind und die paar Brocken, die ich kenne im Moment auch gar nicht zusagen, ergänze ich die einzelnen Ave Maria um meine Gottesnamen: Jesus, der Du die Vollkommenheit bist. Mir den Sinn meines Lebens gibst. Erlösung und Heil. Der Du Dich von uns suchst, der Du Dich von uns im Nächsten finden lässt.

In der Monotonie der ständigen Abfolge des nahezu Gleichen, werde ich nach und nach von einer seltsamen Zufriedenheit erfüllt. Ich fühle mich wohl und danke Gott für die Begegnung, die er mir gerade schenkt.

15:21

»Du bist dran geblieben«, meint Christian, als ich ihm von meinem Tag in der Kirche erzähle. »Merkst du, was dir heute alles geschenkt wurde?«

Ich verstehe noch nicht ganz. Muss es wohl auch gar nicht. Denn im Augenblick möchte ich gar nicht so sonderlich viel erwägen und überlegen. Ich merke, dass das Bedeutende an diesem äußerlich sehr schlichten und ruhigen Tag ist, dass ich ihn nicht mit dem Kopf geplant hatte.

Ich erzähle Christian von dem merkwürdigen Moment, in dem mir der Schmerzensmann so nahe war, dass ich ihn umarmte. Christian lächelt, freut sich sichtlich darüber, dass ich es geschafft habe, meine anerzogenen Hemmungen zu überwinden und über meinen Schatten sprang. »Gott ist dort, wo du ihn sein lässt.« Ich frage, ob ich ihn in den Arm nehmen darf.

20:38

In dem Kellerraum, in dem sich unser Matratzenlager befindet, steht ein Regal mit gut einem Dutzend Büchern. Vier davon sind auf russischer verfasst, der Rest besteht aus Groschenromanen. Einzig eine alternative Bibelübersetzung und der erste Band aus Schillers Gesamtwerk erwecken meine Aufmerksamkeit. Ich stöbere ein wenig in den wunderbaren Gedichten jenes viel zu jung verstorbenen Genies.

*Keine Gottheit erschiene mehr? Sie erscheint mir in jedem,
Der in der edeln Gestalt mir das Unsterbliche zeigt.*

Du sprichst mir aus der Seele.

3:04

Ich kann die Nacht nicht durchschlafen und gehe noch einmal in die Kirche. Ich bete für eine Freundin. Als ich zurück in den Keller gehe – mehr taumelnd als koordiniert, kommen mir ein paar Verse in den Sinn. Ich halte sie fest.

In der Nacht

Dir will ich mich hingebend schenken
Wie ich mir selbst geschenkt nur bin.
So sei mein Sein Dir Gabe
Dein lachend Herz ist mir Gewinn.

Im schenkend geben, liebend nehmen
Erkenn ich Dich und so auch mich.
Verlierend sich im andern finden,
Ist das vielleicht des Lebens Sinn?

Der Achte Tag | Freitag 19.10.

Angst und Konfrontation

Heute durfte ich bereits beim gemeinsamen Morgenlob die »Schuhe ausziehen«. Vinzent, einer der Exerzitierteilnehmer, hat seinen Impuls an den Heiligen Geist gerichtet. Wir sollten für einen Moment innehalten und uns fragen, was wir für uns und für die anderen konkret an diesem Tag erbeten.

Und jetzt, jetzt sitze ich vor dem *Köpi*, jenem besetzten Haus in der Köpenicker Straße, an dem ich bei meiner Ankunft sehr zügig und mit einem mulmigen Gefühl vorbeilief. Wenn Gott sich tatsächlich in jedem Nächsten zeigt, warum habe ich dann vor manchen Menschen Angst? Genau genommen sitze ich aber gar nicht davor, sondern gegenüber auf der anderen Seite der Straße. Trotz der Erfahrungen der vergangenen Woche traue ich mich nicht, dort hinein zu gehen und die Menschen nach Gott zu fragen.

Dann war da noch ein Zweites heute morgen. Nach dieser Besinnung lud Vinzent uns ein, dass wir uns gegenseitig Segen zusprechen. Ich erhielt die unterschiedlichsten Wünsche. Einige mehr pauschal, manche auch sehr persönlich. Nur eine Frau blieb ohne Worte vor mir stehen, senkte ihren Kopf, nahm meine Hände in ihre und blieb in dieser Form schweigend vor mir. Danach blickte sie mich aus ihrem faltigen Gesicht mit starken, jedoch weiterhin stillen Augen an. Dieser Blick war so echt, so tief, so voll, dass ich tatsächlich die Schuhe auszog, weil dies gerade heiliger Boden für mich wurde.

Ich hadere immer noch mit mir, ob ich denn wirklich »den kapitalistischen Sektor« verlassen und ins Köpi reingehen soll. Auf der einen Seite steht der Glaube daran, dass Gott sich in diesen Menschen genauso finden lässt wie in allen anderen. Auf der anderen Seite steht jedoch mein Anstand und das Bewusstsein, dass man nicht einfach so anderer Menschen Häuser betritt. Wobei: Wer seinen Eingangsbereich so plakativ mit »Anarchie« beflaggt, für den sollte *das* nicht das größte Problem sein.

Dann ist da aber auch wieder die Frage, worum es mir bei alledem denn eigentlich geht. Möchte ich tatsächlich Gott finden oder geht es mir nicht vielmehr darum, mir selbst etwas zu beweisen und anderen eine packende Story erzählen zu können? Im Moment warte ich einfach weiter und schaue, ob mich eine Art »Ruf« ereilt. Bis dahin versuche ich zu beten. Vielleicht auch den Rosenkranz.

10:11

Ich gehe tatsächlich ins Köpi rein. Und natürlich sind all meine kindischen Sorgen unbegründet. Denn zu allererst spüre ich wahrhaftig urplötzlich jene Bestimmtheit in mir, die man eben verspürt, wenn sich eine innere Stimme ungezwungen aber deutlich bemerkbar macht. »Jetzt, Mann. Jetzt!«

Ich stehe also auf, nehme meinen Rucksack und gehe ohne weiteres über die zu dieser Zeit stark befahrene, vierspurige Straße: Durch das abweisende, über zwei Meter hohe Tor aus Maschen- und Stacheldraht, vorbei an den Hunden, vorbei an dem Müll, vorbei an den Autowracks, rein in den Vorhof. Im Nachhinein kann ich sagen, dass dieses besetzte Haus, so unfreundlich und assi es nach Außen auch aussehen mag, im Grunde ein alternatives *Youth Hostel* in der Hand seiner Bewohner ist. Und da stehe ich nun, inmitten eines gut hundertzwanzig Quadratmeter großen Teerplatzes vor einem schäbigen, baufälligen Haus. Das Herz in der flauen Magengegend, die Ausreden auf Anschlag. Und doch bin ich jetzt zu weit gegangen, um einfach so kehrt zu machen.

Weil niemand auf meine – zugegeben zaghafte – Rufe antwortet, öffne ich die Tür zu einem Raum im Nebengebäude. Dort brennt Licht und das herumliegende Werkzeug lässt darauf schließen, dass diese Baracke offensichtlich als Werkstatt dient. Ein Mädchen mit zerrissener Strumpfhose und einem Rock, der nicht deswegen geflickt ist, weil es gerade Mode ist, scheint in dem Durcheinander etwas finden zu wollen.

»Suchst du was Bestimmtes?« fragt sie mich und streicht sich dabei die verfilzten, lila-schwarz gefärbten Haare aus dem Gesicht. Wegen dem schlechten Licht sehe ich nicht, dass eine Kurbelwelle auf dem Boden liegt und antworte stolpernd: »Ja, erm; ich bin auf der Suche nach Gott.« Ich verfolge mich und stehe dicht neben ihr.

»Der muss irgendwo da draußen in der Ecke mit den gelben Plastikrohren verlorengegangen sein. Such mal da.« »Verstehe.«

Also gehe ich raus in den Innenhof, finde aber keine Ecke mit gelben Rohren und stehe somit recht belämmert herum. Sie kommt später nach, sieht mich und meint, dass sie eine andere Ecke gemeint habe.

»Ich glaube aber, dass man Gott überall finden kann. Und vor allem in den Personen, die einem gerade begegnen.« »Da findest du aber nur Kaffee und Frühstück.« Cool.

Nach einer längeren Pause, schweigend aber nicht penetrant: »Und an Gott glaube ich ohnehin nicht, sondern nur an Rationalität und das, was ich sehe.« »Und was sagt dir deine Rationalität, wenn du dich fragst, woher all das kommt, was du siehst?«

Ausflüchtig: »Ey, das kannst du total vergessen, wenn du mich hier von irgendetwas überzeugen möchtest.«

Zurückrudern: »Hallo? Hast du mir überhaupt zugehört? Ich *suche* Gott! Ich bin weit davon entfernt, dich von etwas überzeugen zu wollen, das ich selbst suche. Ich kann dir höchstens anbieten, dass wir uns gemeinsam auf die Suche machen.«

Gezähmt: »Und wie lange suchst du schon?«

Müßig: »Seit ich mich frage, warum ich all das hier mache.«

Verwundert: »Wie, alles?«

Latent bluesig: »Na, warum ich jeden Tag aufstehe, wieder ins Bett gehe und wieder aufstehe, verstehst du? Leben und so.«

Überlegen: »Ich mache das, weil ich müde bin – also dass ich mich

schlafen lege; und um dann am nächsten Tag wieder etwas Schönes erleben zu können.«

Hartnäckig: »Aber warum eigentlich? Denn immer wenn wir etwas Schönes erleben, ist es doch so, dass wir bald darauf wieder etwas Negatives erfahren müssen, um das Schöne überhaupt noch als Schönes wahrnehmen zu können. Bei all diesem ständigen Auf und Ab frage ich mich dann halt wirklich, was das denn soll – ich meine auf's Ganze betrachtet.«

Unbeirrt: »Ich glaube, dass wir das Schlechte nur intensiver empfinden als das Schöne. Am Ende gibt es aber doch mehr Schönes.«

Einlenkend: »Also hat Gott mich heute durch dich lernen lassen, dass ich mich nicht von meinen Empfindungen täuschen lassen soll.«

Nahezu erbot: »Wenn du glaubst, dass *Gott* dir irgendetwas durch mich gesagt hat, dann nehme ich alles zurück.«

Dranbleibend: »Aber es ist doch meine Sache, was ich glaube. Das hat doch nichts mit dem Gehalt deiner Aussagen zu tun. Oder willst du etwa sagen, dass am Ende alles gar nicht so ist, wie es ist, sondern viel mehr zu dem wird, was wir daraus machen? Sind es aber dann nicht wir selbst, die die Dinge schön und unschön sein lassen?«

Genervt: »Jetzt hör mal, hast du schon mal darüber nachgedacht, dass du vielleicht nur in meiner Vorstellung existierst und dass, wenn ich sterbe, all das hier womöglich verschwunden ist?«

Wissend: »Nennt sich Solipsismus. Und ja, das habe ich.«

Energisch: »Ich glaube nicht an Göttlichkeit, weil ich an Gleichheit glaube. Und alles, was mit Gott zu tun hat ist immer schon hierarchieverseucht.«

Sachte: »Mag sein, dass Gott auf diese Weise inflationär wird, aber wenn ich in *jedem* Menschen Gott zu erkennen versuche, dann hat das doch gerade mit Gleichheit zu tun. Ich glaube, dass das Problem mit der Überordnung nur dann entsteht, wenn man Gottes Heiligkeit mit *Exklusivität* verwechselt. Oder wenn man sich dazu auserwählt fühlt, *etwas mehr* von einem im Letzten unbegreiflichen Gott in sich zu haben als andere. Oder sich *näher* an der Unendlichkeit meint als der Rest der Welt.

So gesehen glaube ich also auch an Gleichheit – zumindest unter uns Menschen. Dass Gott selbst dabei über allem steht, ist dafür allerdings die Voraussetzung. Aber ist das denn so schlimm?«

Schweigend schraubt sie unter dem Lkw, an dem sie einen Ölwechsel vornimmt, weiter. Weil ich ein wenig Ahnung von solcher Arbeit habe, kommen wir schließlich auf ganz andere Themen zu sprechen. Als ihr die Verschlusschraube in das abgelassene Öl fällt und ich ihr ungefragt helfen möchte, ist sie zum ersten Mal im Lauf unserer Begegnung abweisend.

Schroff: »Ich hab da schon meinen eigenen Plan, kapiert du? Da brauche ich deine Hilfe nicht.«

Floskelhaft: »Schon klar: Selbst ist die Frau.«

Enttäuscht: »Das hat mit Mann und Frau gar nichts zu tun, Mann!«
Ich merke, dass meine Zeit hier vorüber ist, dass ich womöglich eine Chance verpasst habe oder verpassen sollte. Whatever. Ich verabschiede mich kurz angebunden von ihr und verlasse rasch das Köpi.

Auf meinem Weg zum Alexanderplatz, kommt mir Schritt für Schritt, wie viel ich gerade lernen durfte:

- Hab keine Angst vor Gott, egal wie schmutzig und vermeintlich abweisend er dir im ersten Moment vorkommen mag.
- Suche ehrlich, statt deine Suche nur als Masche zu benutzen, um dich

- selbst interessanter zu machen.
- Es gibt Menschen, denen die exzessive Sinnfrage einfach unsinnig erscheint und damit Bestens zurecht kommen.
 - Glaube nicht, dass du jedem schon hilfst, wenn du ihm »helfen« möchtest. Denn möglicherweise möchte derjenige deine Hilfe gar nicht.
 - Glaube ist nicht mit Hierarchie gleichzusetzen.
 - Unterschätze nie einen anderen, denn immerhin tritt dir in ihm Gott entgegen!
 - Nimm den Nächsten als göttliche Schwester, göttlichen Bruder ernst! Und wenn du durch sie oder ihn gesagt bekommst, dass Gott in ihrem oder seinem Leben *keine Rolle* spielt, dann sagt dir Gott, dass Er im Leben anderer Menschen keine Rolle spielt. Und trotzdem – vielleicht sogar gerade deswegen – sind sie die Form, wie Er dir gegenüber treten möchte. Deine Form ist also nicht die einzige, wie Gott sich dieser Welt mitteilen möchte. Und das ist sicher auch gut so.

14:07

Ich gehe noch einmal zurück ans Köpi und hey, total krass: Als ich wieder mit einem mulmigen Gefühl halblaut mitten auf diesem Teerplatz stehe und nach ein paar Minuten umkreist von Hunden wieder umkehren möchte, kommt original das Mädels von vorhin aus dem Haus. Zuerst erkenne ich sie nicht, weil sie eine gewaltige Wollmütze tief ins Gesicht gezogen hat. Doch als sie auf mich zukommt und fragt, ob ich denn immer noch auf der Suche nach Gott sei, wird mir sofort klar, dass sie es ist. »Ständig«, entgegne ich ihr.

Sie hat ein Päckchen in der Hand und ist wohl gerade auf dem Weg zur Post. Ich begleite sie ungefragt und bedanke mich jetzt dezidiert für das tolle Gespräch von heute Morgen. Sie blickt mich etwas unsicher an und ich merke, dass ihr meine Gesellschaft unangenehm ist. Nach ein paar hundert Metern pfeift sie ihren Hund zurück, entschuldigt sich, weil sie etwas vergessen habe und kehrt um. Keine Ahnung, ob das eine Ausrede war. Ist aber auch egal.

Weil ich ohnehin den ganzen Tag nichts zu tun habe, gehe ich weiter in Richtung Ostbahnhof, setze mich auf den Gehsteig der Spreebrücke und blicke ins Wasser. Mein Hintern wird kalt. Die Leute schauen mich blöd an. Drei Jungs wollen mir – wieder mal – Gras verkaufen. Zwei Mädels lachen mich an oder aus, anyway. Nach vielleicht einer guten halben Stunde und Frostbeulen am Gesäß stehe ich auf und mache mich wieder auf den Weg zurück zum Pfarrheim. Ich bin heute mit Kochen dran.

17:02

Heute durfte ich zweimal »die Schuhe ausziehen«. Bei dem Morgengebet und im Köpi.

Christian fragt mich, was mir an diesen heiligen Orten aufging. Mir kommen *Ehrfurcht* und eine tiefe Form des *Respekts* vor »Dem Anderen im anderen« in den Sinn. Eine Achtsamkeit, die jeder Oberflächlichkeit entbehrt, welche sonst so oft unsere Begegnungen hemmt.

»Das Schwierigste«, sagt Christian, »wird es nun sein, diese Haltungen über die Exerzitien hinaus zu wahren. Die Schuhe der Oberflächlichkeit, der

Arroganz und Überheblichkeit ausgezogen zu behalten und dafür respektvoll und aufmerksam durch den Alltag zu schreiten.«

Doch wie schwer das ist, muss ich gleich kurz darauf schmerzhaft an der Kasse im Supermarkt lernen. Eben noch erzähle ich Christian von einer neu gewonnenen Wertschätzung dem Nächsten gegenüber und bereits eine halbe Stunde später gehe ich, wie so viele andere, gedankenlos an der gestressten Kassierererin vorbei und ignoriere die Tatsache, dass auch sie eines meiner Geschwister ist. Gott, hilf mir, dass ich die Dinge, die Du mir zeigst, nicht nur im Verstand begreife, sondern auch im Herzen lebe!

Der Neunte Tag | Samstag 20.10.

Weggang und Wiederkehr

9:21

Die Sonne scheint hell auf den Oranienplatz an diesem späten Oktobermorgen. Hell, und doch nicht warm. Sie blendet vom tiefen Osten her. Ich lasse mich gern blenden. Symbolisch verdeutlicht mir dieses helle, kalte Sonnenlicht ein wenig das, was mir die vergangenen Tage geschenkt wurde: Ein klares Licht, das kräftig scheint und doch schmerzhaft frieren lässt; wegen der luziden Einsichten, die es auszuleuchten vermochte. Es ist wohl noch nicht an der Zeit, Helligkeit und Wärme zugleich annehmen zu dürfen. Trotzdem danke ich bereits in diesem Moment polarer Klarheit für die zahlreichen Lichtblicke, die, wenn auch häufig kristallin-grell, unglaublich Wertvolles in mir zum Vorschein brachten.

Ich hoffe, dass der bevorstehende Winter mit seinen knappen, dunklen Tagen nicht wieder so große Schatten im Seelengrund ausbreitet, als dass sie der nächste Frühling nicht vertreiben könnte. Denn dann ist es vielleicht möglich, dass die bisher nur »erleuchteten Stellen« auch erwärmt werden.

Hab Geduld.

Den Morgenimpuls hielt heute Klaus. Es ging um die Emmausgeschichte, in der zwei Jünger nach dem Tod Jesu auf dem Weg von Jerusalem nach Hause sind. Nach einiger Zeit werden sie vom auferstandenen Christus begleitet, erkennen ihn aber erst, als sie daheim angekommen sind.

Klaus geht es in erster Linie um den Satz »Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als wir unterwegs mit ihm redeten?« Eigentümlicherweise ist der Satz imperfekt formuliert und bringt damit eine besondere Erfahrung zum Ausdruck: In jenen Momenten, in denen unser »Herz brennt«, ist uns dieses Feuer meist gar nicht so bewusst wie in der Reflexion. Ignatius, der Gründer der Jesuiten, verwendet dafür die Differenz aus *Schmecken* und *Verkosten*. Auch wenn der Geschmack beim Essen am deutlichsten sein mag, so wird das Geschmackserlebnis beim bewussten Verkosten oftmals erst richtig intensiv. Es wird uns also erst im Nachhinein bewusst, welchen Genuss wir gerade erleben durften.

Ähnliches gilt für die Erfahrung der Exerzitien: Wie in der Erzählung der Emmausjünger geht uns womöglich erst später auf, dass wir gerade Jesus begegnet sind. Und auch wenn wir ihn vielleicht nicht gleich erkannten, so fühlen wir doch jetzt um so mehr, »dass uns das Herz brannte«.

Die Jünger aus der Geschichte kehren »noch in derselben Stunde« nach Jerusalem zurück. Als sie die anderen treffen, fangen sie aber nicht sofort damit an, von ihrer unglaublichen Begegnung zu erzählen. Vielmehr lassen

sie sich erst einmal von den anderen erzählen, was für Erfahrungen diese mit Gott hatten. Und erst jetzt, nachdem sie selbst eine solche Erfahrung gemacht haben, können auch sie wirklich *hören*, was die anderen erzählen. Denn als die Frauen, die als erste von einer Begegnung mit dem auferstandenen Christus berichteten, zu ihnen sprachen, da haben sie gar nicht hören wollen beziehungsweise hören können, was ihnen da gesagt wird. Man muss wohl erst selbst eine Wirklichkeit erfahren haben, ehe man sich von ihr erzählen lassen kann.

Um also verstanden zu werden, ich meine wirklich gehört zu werden, reicht es nicht, seine Erfahrungen möglichst genau zu schildern. Es muss zwischen Erzähler und Hörer eine gemeinsame Erfahrung liegen, um in eine *Erzählgemeinschaft* treten zu können. Und nichts anderes ist dann schließlich auch der Sinn einer Kirche: Sie soll eine Erzählgemeinschaft um die Begegnungen mit Gott sein.

Ein großes Problem beim Erzählen ist demnach, dass man womöglich gar nicht verstanden wird. Wie möchte man zu einem Blinden von Farbe sprechen? Oder wie möchten Menschen, die eine Reise in ein entferntes Land gemacht haben, denen in ihrer Heimat von den völlig fremdartigen Erfahrungen erzählen, wenn sie wieder zurückkehren? Sie können es natürlich versuchen, aber sie werden wohl nie wirklich verstanden, nie richtig gehört werden. Und selbst wenn wir meistens davon ausgehen schon *irgendwie* unser Erlebtes zu vermitteln, so fehlt uns im Grunde doch ein unabhängiger Maßstab, der das Erzählte mit dem Gehörten vergleichen lassen könnte. Aber das ist Kommunikation. Sie geschieht. Wir sind in sie hinein genommen. Wir können sie nicht machen, weil sie uns macht. Und so ist die Rückkehr oft schwerer als die Abreise. Denn wer weg war hat sich durch die eigentümlichen Erfahrungen immer auch ein gutes Stück von seiner alten Heimat entfremdet. Er wird daheim aber als der gehört werden, als der er in der Erinnerung der anderen existiert – und damit grundlegend missverstanden.

Grund für dieses Missverständnis ist jedoch nicht mangelnde Bereitschaft zum Zuhören und auch nicht ein schwaches Ausdrucksvermögen. Vielmehr ist es *die Erfahrung selbst*, die einfach nicht kommuniziert, einfach nicht »miteinander geteilt«, werden kann. Sie ist es, welche die Kluft der Kommunikation schafft – aber natürlich auch erst ermöglicht. Doch wenn der Spalt zu groß ist und eine verbindende Brücke fehlt, bleibt sie im Erzählgeschehen auf der Strecke.

Erzählen ist also immer etwas Symbolisches, weil es ein virtuelles Drittes gibt, das inmitten der Erfahrungen des Erzählers und der Erfahrungen des Hörers erschlossen wird. Wer also gehört werden möchte, muss darauf hoffen, dass andere ähnliche Erfahrungen gemacht haben, auf deren Hintergrund sie den Erzähler mit seiner Geschichte deuten können.

Als kleiner Junge hat mich immer ein Deckenfresko der gotischen Dorfkirche fasziniert, an deren Fuße ich aufgewachsen bin. Es zeigt die zwei Emmausjünger auf ihrem Weg mit Gott. Als ich älter wurde, habe ich mir immer gewünscht, selbst einmal Jesus zu begegnen. Mir hat es nicht gereicht, dass er sich nur diesen wenigen Leuten vor fast zweitausend Jahren in aller Deutlichkeit zu erkennen gegeben hat. Heute, am Ende der Exerzitien, darf ich mich jedoch fragen: *Brannte mir nicht das Herz, als ich mit ihm unterwegs war?* Denn ich durfte auf den Straßen und Plätzen von Berlin einem Christus begegnen, der wohl in allen Menschen zu finden ist.

Es gab aber auch ganz *bestimmte* heilige Orte, an denen mir das Herz brannte. Es waren die Begegnungen mit Christian, dem Pianisten, den Menschen auf der Straße, die mein Lächeln erwiderten, der jungen Bettlerin, dem

verkrüppelten Mann am Ostbahnhof, dem Jungen, der mit mir am Straßenrand wartete, dem Schmerzensmann in der St. Michaelskirche, der abweisenden Frau am Spreeufer, dem Mädchen vom Köpi und vielen anderen Menschen.

Die Sonne entfaltet allmählich ihre Kraft. Mittlerweile blendet sie nicht mehr und scheint sogar richtig warm. Doch nur kurz. Denn schon bald weht wieder ein kühler Wind. Trotzdem bleibt es hell. Denn keine Wolke ist am Himmel.

Was bleibt?

- Nimm an! Gott ist wirklich im Nächsten, wenn du genau hinsiehst – und somit auch in dir.
- Lass los! Versuche nicht zu helfen, wo du selbst Hilfe brauchst und zu antworten, wo du selbst noch suchst.
- Lass zu! Der Nächste ist wirklich dein Bruder beziehungsweise deine Schwester, wenn du es nur zulässt.
- Hör zu! Du musst erst hören können, ehe du etwas erzählen kannst.

Der Zehnte Tag | Sonntag 20.10.

Aufbruch und Alltag

Heute geht es darum, die Haltungen, die wir in den Exerzitien gewinnen durften, in unseren Alltag hinüberzuretten. Es geht darum, zu erkennen, dass wir bereits *jetzt* – beim Zusammenräumen und Heimfahren – versuchen sollten, staunend im Hier und Jetzt zu leben. Und dass wir eine Erzählgemeinschaft sind, die sich tragen kann.

Im Abschlussgottesdienst mit der Gemeinde, in deren Pfarrheim wir untergebracht waren, ist diese Gemeinschaft über die Exerzitien hinaus zu spüren. Es sind dort wirklich so viele unterschiedliche Personen, wie ich sie kaum in einer anderen Messe gesehen habe. Und alle sind schlichtweg willkommen: Plärrende Kinder und deren Mütter, einige alte Menschen, schäbige Leute von der Straße, ein schwules Pärchen, ein bis zum Gesicht tätowierter, kahl rasierter Ex-Junkie, der sich als mindestens genauso liebenswürdig herausstellt wie er auch gefährlich ausschaut, schick gekleidete Businessmenschen, ein Typ mit Pornobrille und Lederkluft, der pubertierende Ministrant, der seine Unsicherheit um jeden Preis mit seiner Coolness überspielt, Christian, der tätowierte Pater im Messgewand, die Leute aus unserer Gruppe. Insgesamt sind wir gut hundert Personen und es kommen nach und nach immer mehr hinzu. Wir sind – jeder für sich und alle zusammen – die Weise wie Gott gerade hier für uns präsent sein möchte.

14:36

Ich laufe durch den neu angelegten Park im ehemaligen Grenzbereich in Richtung Bahnhof. Vorbei am Engelsbecken, vorbei an der zerbombten St. Michaelskirche. Lasse den *Tresor* hinter mir und auch das Köpi. Bin innerlich von so großer Freude erfüllt, dass ich über das ganze Gesicht strahle. Mehrere Menschen nehmen mich wahr, lachen zurück, eine Frau spricht mich perplex an: »Mensch, Junge, wat haste denn für jute Laune? Schönes Wetta wa'?'«

Erst zwei Sekunden zu spät fällt mir ein, was ich zur Antwort geben möchte: »Nein, ich bin so gut gelaunt, weil ich Gott gefunden habe! Gott, der in Dir lebt!«

Berlins *Kreuzberg* macht also seinem Namen alle Ehre. Denn hier darf ich Gottes wahres Angesicht erkennen. Und wie damals auf Golgotha zeigt er sich mit all seiner unfassbaren und teilweise unverständlichen Liebe. Und ich erkenne ihn nicht nur am Kreuz, sondern in jedem Menschen. In j e d e m Menschen.

Schon seltsam. Als ich als kleiner Junge zum ersten Mal mit in eine größere Stadt mitgenommen wurde, habe ich – wie es mir beigebracht wurde – jeden begrüßt, der mir entgegenkam. Meine Eltern haben mir dann erklärt, dass es in der Stadt nicht üblich sei, dass sich die Leute grüßen. Heute, gut zwanzig Jahre später, bin ich in der Hauptstadt. Ich grüße immer noch keine »Leute«, sondern meine Geschwister. Mit einer inneren Gelassenheit und Freundlichkeit. Einem Lächeln, einem frohen Blick. Nicht aufgesetzt, sondern weil ich diese Menschen *wirklich* so sehen darf.

Ich tue, was mir gerade kommt, wenn ich meine Schwester traurig oder glücklich, stumm oder aufgedreht, einladend oder abweisend sehe.

Ein Junge wartet mit mir am Gleis. Es ist Sonntag und kaum jemand steht an den sonst so gerushten Plattformen. »Das ewige Warten«, nickt er mir offensichtlich zu. »Wie halt im ganzen Leben, oder? Alles ist ein einziges Warten.« ...auf den Tod, ergänze ich für mich im Stillen.

Mir kommt *Siddharta* in den Sinn und seine drei Tugenden: Warten, denken, fasten. »Liest du gerne?« »Manchmal.«

Ich weiß nicht warum, aber ich fühle mich diesem völlig Unbekannten plötzlich so nahe, dass ich ihm Hesses Buch aus meiner Tasche reiche.

»Kennst du´s? Ein echt tolles Buch.« »Worum geht´s denn da grob?« »Um´s Warten. Und um´s Leben.« »Danke.«, sagt er freundlich überrascht.

Mein Zug kommt, nimmt mich mit. Er bleibt zurück. Und ich habe das starke Gefühl, dass das gerade genau das Richtige war. Genau das Richtige.

Und darum geht es wohl auch: Das zu tun, was hier und jetzt zu tun ist, was ich hier und jetzt *bin*. Und so kann dein Leben staunend zur Meditation werden. Es gilt dran zu bleiben.

simon | lochbrunner

[mh.]